



Lebenserinnerungen

Waldeyer-Hartz, Wilhelm von

Bonn, 1922

III. Gymnasialjahre. Das Gymnasium zu Paderborn. - Das Latein in der Medizin. - Promotionen. - Habilitationen. - Doktordiplome. - Gymnasium und Realschule. - Musikübungen. - Erste Bekanntschaft mit ...

[urn:nbn:de:hbz:466:1-61989](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-61989)

als ein oder zwei Kinder gut durchbringen zu können, zurufen. Es ist begreiflich, wenn jedes Elternpaar wünscht, daß seine Kinder mindestens zur selben Lebensstellung gelangen, die es selbst erreicht hat, ja wenn irgend möglich, darüber hinaus. Aber dieser Wunsch darf nicht die ultima ratio für den Familienstand bilden. Alle die Bestrebungen, die darauf hinzielen, uns die einmal geborenen Kinder zu erhalten, wie sie sich in der rühmenswerten Säuglingsfürsorge, im Mutterschutz, in der Sorge für die unehelichen Kinder kundgeben, sind ja sehr anzuerkennen. Aber sie bilden doch nur einen sehr unvollkommenen Ersatz für den Nachwuchs, der in gesunden Ehen unter der Sorge der Mutter aufwächst. Es kommt nicht so sehr darauf an, daß uns schwächliche Kinder erhalten werden, als daß gesunde genug da sind, um auch einmal Todesfälle in dem Kindersegen einer Familie ertragen zu können und es ist viel wichtiger, daß die Bevölkerungsziffer durch hinreichende Geburten wächst, als durch Verlängerung der Lebensdauer der Älteren.

III. Kapitel.

Gymnasialjahre.

Das Gymnasium zu Paderborn. Latein in der Medizin. Promotionen, Habilitationen. Doktordiplome. Gymnasium und Realschule. — Musikübungen. Erste Bekanntschaft mit der Eisenbahn. Ferienwanderungen.

In den ersten Tagen des Januar 1851 trat ich in das Gymnasium Theodorianum zu Paderborn ein. Die ungewöhnliche Zeit meines Eintrittes erklärte sich daraus, daß gerade zu Neujahr das Waldeyersche Familienstipendium, von dem ich S. 3 berichtete, frei geworden war, ich es jedoch nicht eher beziehen konnte, als bis ich tatsächlich Schüler des Paderborner Gymnasiums geworden war. Ich erhielt die nachgesuchte Erlaubnis, legte meine Prüfung beim Ordinarius der Untertertia, Professor Bäumker, ab und bestand sie mit der Zensur „genügend“.

Morgens früh um 7½ Uhr begann täglich unser Pensum mit Anhörung einer Messe für die katholischen Schüler, welche bei weitem die Mehrzahl ausmachten, in der Gymnasialkirche, der ehemaligen Jesuitenkirche. Um 8 Uhr begann der Unterricht in den 9 Gym-

nasialklassen, Sexta bis Oberprima; Gymnasial-Vorschulen gab es nicht. Man hat diese, glaube ich, erst später eingeführt. Es ist mir sehr zweifelhaft, ob solche Vorschulen eine gute Einrichtung sind; dadurch werden manche weniger gut veranlagte Schüler veranlaßt, beim Gymnasialunterricht zu verbleiben, dem sie nur mit Mühe folgen können und der sie nicht befriedigt, während sie in einfacheren Lebensstellungen, für die ein Volksschul- oder Mittelschulunterricht genügt, Tüchtiges, sie vollkommen Befriedigendes geleistet hätten. Der Überfüllung unserer Gymnasien, Realschulen, Oberrealschulen und Realgymnasien, zu der die Einrichtung von Vorschulen beiträgt, sollte möglichst wenig Vorschub geleistet werden.

Der Unterricht wurde, wie jetzt noch üblich, in den Vor- und Nachmittagsstunden erteilt. Mittwochs und Sonnabends Nachmittags war freie Zeit. Im Sommer wurde dann Turnunterricht gegeben, Turnlehrer war Professor Bäumker für alle Klassen. Eine besondere Einrichtung war das sogenannte Silentium. Die Schüler der fünf unteren Klassen mußten täglich von 5 bis 7 Uhr unter Aufsicht eines der jüngeren Hilfslehrer in den Klassenzimmern ihre Schularbeiten anfertigen. Die vier oberen Klassen hatten sie in derselben Zeit in ihren Wohnungen zu machen. Jedenfalls waren sie gehalten, in diesen beiden Stunden zu Hause zu bleiben. Wenn man nun schon zu Hause bleiben mußte, machte man dann auch seine Arbeiten. Von Zeit zu Zeit besuchten die Klassenlehrer, ohne daß man den Besuch vorher ahnen konnte, ihre Schüler, um zu sehen, ob sie auch in ihren Wohnungen das Silentium innehielten. Im Winterhalbjahre durfte man nach 7 Uhr das Haus nicht mehr verlassen, im Sommer noch bis 9 Uhr abends. Da der Unterricht des Nachmittags von 2 bis 4 Uhr dauerte, so war im Winter an vier Wochentagen nur eine Stunde Zeit zum Nachmittagsspaziergange, wenn man nicht die Zeit von 1 bis 2 Uhr benutzt hatte. Das Gymnasium hielt, wie man sieht, auf strenge Ordnung. Ich beklage das nicht. Man war daran gewöhnt und empfand das nicht als drückend; um so wohlthuender empfand man dann auch die Freiheit der Ferien.

Der Schwerpunkt des Unterrichts lag in den beiden alten Sprachen: Latein und Griechisch, ferner im Deutschen und in der Mathematik. Außerdem wurde unterrichtet im Französischen von Quarta an, im Hebräischen, jedoch nur fakultativ, von Unterprima an, in Logik

und Psychologie — diese auch in den beiden oberen Klassen — in Physik, in den Anfangsgründen der Himmelskunde, in Religionslehre, Geschichte und Geographie und in den beschreibenden Naturwissenschaften. Der Unterricht wurde auch in den mit weniger Stunden bedachten Fächern so ausreichend erteilt, daß jeder Schüler, der es an Fleiß nicht fehlen ließ, eine gute Ausbildung erhielt. Nur vermißte ich schon als Schüler den Unterricht im Englischen und in der Chemie. Das Englische lernte ich später auf der Universität in Göttingen, wo ich die Bekanntschaft des Studierenden der neueren Philologie Marheineke machte, der mir Unterricht gab; dann noch in Königsberg, wo ich mit dem mir befreundeten Zoologen Dr. Reinhold Buchholz, dem das afrikanische Klima auf einer Forschungsreise einen frühzeitigen Tod brachte, abends die Werke Shakespeares und Boz' und Bulwers las. Die Anfangsgründe der Chemie machte ich mir bereits in Paderborn zu eigen. Ich lernte dort den Sohn eines im Nachbarhause wohnenden Uhrmachers kennen, der im Geschäfte seines Vaters tätig war und der Interesse für Chemie an den Tag legte. Wir schafften uns Stöckhardts „Schule der Chemie“ an und experimentierten in meinem Zimmer in den freien Stunden, auch wohl in den Stunden des Silentiums darauf los, wobei wir denn auch einmal einen Fenstervorhang in Brand steckten, den Brand aber mit der Kaltblütigkeit erfahrener Chemiker bald löschten.

Der Unterricht in den Hauptfächern war ein sehr guter und gründlicher. In der Prima mußten wir lateinische Aufsätze liefern. Die Meisten unter uns brachten es doch so weit, daß sie diese sofort lateinisch niederschrieben, ohne sie vorher deutsch verfaßt und etwa übersetzt zu haben. Der Ordinarius der Oberprima, Professor Leßmann, war ein ausgezeichneter Lateiner. Er hielt mit uns wöchentlich einmal lateinische Sprechübungen ab, wobei er es liebte, seine große Gewandtheit in der lateinischen Wiedergabe von Gesprächsstoffen aus dem täglichen Leben über moderne Dinge zu zeigen. Mir sind die lateinischen Aufsätze und diese Gesprächsübungen später noch auf den Universitäten zu gute gekommen, denn damals mußten noch die Doktordissertation und die Habilitationsschrift in lateinischer Sprache verfaßt werden. Ich konnte sie fast ebenso rasch niederschreiben, als wenn ich sie deutsch hätte abfassen müssen. Als ich in Breslau mich habilitierte, mußte ich noch nach altem Zopf eine öffentliche

Disputation mit Opponenten und Respondenten durchmachen. Da diese Sitte schon prähistorisch geworden ist, mag sie in ihrem Verlaufe hier geschildert werden. Ich, der Habilitandus, hatte in der großen Aula Leopoldina der Universität als Doctor medicinae meinen Platz auf dem oberen Katheder (Cathedra quae est doctorum). Auf dem niederen Katheder nahm der Respondent Platz, der die Aufgabe hatte, den drei bestellten Opponenten, welche meine Habilitationsschrift und meine Thesen zu kritisieren und anzugreifen hatten, zunächst als mein Verteidiger zu antworten. Ich kam nur an die Reihe, wenn er mit ihnen nicht fertig werden konnte, hatte aber auch einzutreten, wenn mir aus der sogenannten Corona, der Zuhörerschaft, ein Gegner erstand. Das Wortgefecht zwischen Opponenten und dem Respondenten verlief wie gewöhnlich harmlos und ich fragte nun — alles in lateinischer Sprache — ob Jemand aus der Corona noch etwas einzuwenden habe? Da erhob sich an der entferntesten Stelle des großen Saales ein junger Kollege, Privatdozent an der Universität und sprach mich im schönsten Latein, so flüssig, wie wenn er seine deutsche Muttersprache geredet hätte, in längerer Rede an. Ich war außer stande, dieser ungewöhnlichen lateinischen Beredsamkeit, die der meinigen weit überlegen war, zu folgen und war in keiner geringen Verlegenheit darüber, was ich ihm erwidern sollte. Da rettete mich ein Lastwagen, der mit großem Getöse auf der anliegenden Straße vorbeifuhr. Schnell gefaßt, sagte ich zu meinem Gegner, als er geendet hatte: „Propius accedas, quaeso, nam propter magnum strepitum in via publica exortum non satis intellexi, quod dixisti“¹. Mein Widersacher kam nun näher heran und brachte seine Bedenken gegen eine meiner Thesen noch einmal vor. Ich hatte vorher auch schon einiges, was er sagte, richtig erfaßt und konnte mir nun eine Antwort überlegen, die ihn denn auch befriedigte und mich befreite. Einige Jahre später, als ich zum Professor ordinarius ernannt war, hatte ich dann noch eine fast einstündige lateinische Antrittsrede in der Aula zu halten, die ich leicht erledigte. So kam mir meine gute Schulung im Latein wohl zu statten.

Jetzt sind alle diese Dinge abgeschafft: die Promotion in lateinischer Sprache mit Opponenten, die Habilitation in derselben

¹ „Treten Sie, bitte, näher, denn wegen des großen Geräusches auf der Straße habe ich nicht gut verstanden, was Sie sagten.“

Sprache mit Opponenten und Respondenten, die lateinischen Antrittsreden sind verschwunden und haben deutschen Reden Platz gemacht. Auch die Doktordiplome, die meist noch in lateinischer Sprache abgefaßt werden, sowie die Einladungen zu den Festakten der Almae matres beginnt man an einzelnen Universitäten bereits in deutscher Sprache zu drucken. Mit den meisten dieser Neuerungen bin ich durchaus einverstanden. Früher hatte es einen guten Sinn, wenn Jemand, der die Doktorwürde erwerben oder sich habilitieren wollte, in einer öffentlichen Disputation bestehen und seine Gelehrsamkeit zeigen mußte. Alle Wissenschaften, auch die Naturwissenschaften und die zu ihnen gehörige Medizin, waren fast rein theoretisch; da ließ sich gut disputieren. Jetzt aber, wo auch die sogenannten Geisteswissenschaften, geschweige denn die Naturwissenschaften, sich auf Tatsachen, Beobachtungen und Versuche gründen, hat ein langes Disputieren weniger Wert. Falls in den vorzulegenden Dissertationen und Habilitationsschriften gute Beobachtungen und Beschreibungen von Tatsachen mitgeteilt sind, die zeigen, daß der zu Promovierende oder zu Habilitierende die nötigen Kenntnisse, eine gute Beobachtungs- und Darstellungsgabe mit gutem Urteil besitzt, so wird das als genügend angesehen. Nur mit zwei Neuerungen kann ich mich nicht einverstanden erklären: mit dem Fortfall eines festlichen Promotionsaktes in der Aula der Universität und mit dem Ersatz der ehrwürdigen, lapidaren lateinischen Sprache auf den Doktordiplomen durch die deutsche, beziehungsweise die sonstigen Landessprachen. Leicht ließe sich, auch bei dem Fortfall der Disputation mit den Opponenten, eine würdige Form finden, in der den Doktoranden durch den Dekan der Fakultät in der Aula der Universität in Gegenwart seiner befreundeten Kommilitonen und etwa anwesenden Angehörigen das Doktordiplom öffentlich mit einer Ansprache überreicht würde. Jetzt, da dieser Akt in Werktagskleidung der Mitwirkenden im Sprechzimmer des Dekans stattfindet oder dem Doktoranden das Diplom gar durch die Post zugeschickt wird, hat er allen Wert für den Jünger der Wissenschaft verloren. Wenn wir fortfahren, akademische Würden zu verleihen, so sollen wir auch dafür sorgen, sie hoch zu halten; ohne eine gewisse angemessene und würdige Form geht das nicht an. Das Doktordiplom ist ein Dokument für's Leben, ja oft ein geachtetes Erbstück in der Familie. Es soll Jedermann, der den gleichen Bildungs-

grad hat wie der Inhaber eines solchen Dokumentes, klar verständlich sein, auch wenn er die betreffende Landessprache nicht beherrscht. Da eignet sich die lateinische Sprache, ein Schatz, wie Edelmetall, welcher vom Rost der Zeiten nicht berührt wird. —

Bei Besprechung dieser Dinge möchte ich auch mein Glaubensbekenntnis vorbringen in der Frage, welche Vorbildung für die Mediziner die bessere sei, die gymnasiale oder die reale — so will ich kurz die Ausbildung auf den Realschulen, Oberrealschulen und Realgymnasien bezeichnen. Eine 50 jährige Erfahrung an vielen Tausenden von jungen Medizinern hat mir gezeigt, daß die Gymnasialschüler in keiner Weise den Realschülern nachstehen, ja, ich möchte sagen, daß sie mir durchschnittlich als die besser Vorgebildeten erschienen sind und jedenfalls den Vorteil haben, daß sie die medizinische Kunstsprache, die sich doch für alle absehbare Zukunft auf das Griechische und Lateinische stützen wird, leicht verstehen. Dazu kommt, daß sie durch ihre Kenntnis der beiden größten Kultursprachen, die wir haben, einen unverlierbaren Schatz besitzen, den ein Mediziner, der ihn später etwa noch erwerben will, nur mit vieler Mühe und Störung für seine medizinischen Studien sich aneignen kann. Der Gymnasialabiturient, der seine Kenntnisse in der Chemie, Physik und in den beschreibenden Naturwissenschaften zu vervollkommen hat, muß das auf der Universität ohnedies tun und bleibt dabei in seinem Fahrwasser. Meiner Meinung nach ist der Gymnasialabiturient für das medizinische Studium dem Realabiturienten gegenüber im Vorteil.

Zur Schilderung meines Gymnasiallebens zurückkehrend, betone ich, daß das Paderborner Gymnasium unter seinem damaligen Direktor, Professor Dr. Ahlemeyer, in vorzüglichster Ordnung war. Die Mehrzahl der älteren Lehrer in den oberen Klassen waren katholische Geistliche. Die später hinzugetretenen, die zunächst die unteren Klassen übernehmen mußten, waren Laien. Jeder der Lehrer der unteren Klassen brachte seine Schüler von der Sexta bis zur Obertertia einschließlich, lernte sie also gründlichst kennen. Die beiden hervorragendsten unteren Klassenlehrer waren der meinige, Fr. Bäumker und Dieckhoff, der bei meinem Eintritt die Obertertia leitete. Einer der Söhne Bäumkers ist der jetzige Professor der Philosophie und Akademiker in München, auch korrespondierendes Mit-

glied der Preußischen Akademie der Wissenschaften in Berlin, Klemens Bäumker, so daß ich dadurch meinem alten verehrten Lehrer wieder näher gekommen bin. Dr. Fr. Bäumker war ein vorzüglicher, äußerst anregender Lehrer; er wußte seine über 50 Schüler zählende Klasse in Ordnung zu halten, nicht minder aber auch die mehrere Hunderte betragende Gesamtzahl aller Gymnasiasten in den Turnstunden, die er gleichfalls meisterhaft zu leiten verstand. Dieckhoff gab uns in etwas trockener Weise, jedoch sehr gründlich, den mathematischen Unterricht; er lehrte uns die euklidische Geometrie.

In Untersekunda kam ich glücklicherweise in die Hände desjenigen Lehrers, der meiner Ansicht nach die damalige bedeutendste Kraft des Gymnasiums war, des Professors Dr. Roeren. Er gab uns den lateinischen, griechischen und deutschen Unterricht, später in Prima den physikalischen und mathematischen; er erwies sich in allen diesen Fächern als Meister im Lehren. Später wurde er Direktor des Gymnasiums in Brilon. Als Klassenlehrer hatte ich ihn zwei Jahre, in Unter- und Obersekunda. Er wechselte in der Führung der beiden Sekundaklassen ab mit Professor Dr. Schmidt, ebenfalls einer bedeutenden Kraft. Dieser gab uns den Geschichtsunterricht bis Oberprima einschließlich. Schmidt wurde später Direktor des Gymnasiums in Osnabrück und zuletzt in Paderborn. In der Unterprima war Professor Schwubbe Klassenlehrer, ein etwas trockener, aber tüchtiger Lehrer mit manchen kleinen liebenswürdigen Eigenheiten. Wegen seiner Herzengüte, Sorge und Liebe, die er seinen Schülern zeigte, genoß er die allgemeine Verehrung des ganzen Gymnasiums. Der Ordinarius der Oberprima war der von mir als tüchtiger Lateiner schon erwähnte Professor Dr. Leßmann. Ich kann aber nicht sagen, daß wir ihn als Lehrer besonders schätzten. Dagegen war der Direktor Ahlemeyer, der in der Unter- und Oberprima den Horaz mit uns in meisterhafter Weise durchnahm, eine von uns Allen verehrte Persönlichkeit. Roeren, Schmidt, Schwubbe, Leßmann und Ahlemeyer waren katholische Geistliche.

Aus den Schulerlebnissen auf den Bänken der Klassenzimmer wäre mancherlei, was alten Paderborner Schülern liebe und erheitende Erinnerungen wecken würde, zu erzählen. Ich gehe darüber hinweg mit Ausnahme eines Vorkommnisses beim deutschen Unterrichte Roerens in der Untersekunda. Einer von uns mußte Schillers

Gedicht „Die Teilung der Erde“ deklamieren, und hob nun mit einem Blick auf Roerens Priesterrock den Vers: „Der Abt wählt sich den edlen Firnewein“ besonders deutlich hervor. Ein leises Lächeln ging durch die Klasse, da sagte Roeren, in behaglichem Tone der Stimmung Rechnung tragend: „Die Andern spucken'er auch nicht 'rein“ und hatte nun die Lacher auf seiner Seite.

Die jungen Freunde, die ich auf dem Gymnasium gewann, sind alle schon seit Jahren den Weg in die Ewigkeit gewandert. Mein bester Freund wurde und blieb bis zu seinem Tode Joseph Rochell aus Beverungen an der Weser, Sohn eines dortigen Gutsbesitzers. Wir verstanden uns so gut, daß wir die beiden letzten Gymnasialjahre eine gemeinsame Wohnung nahmen. Er war besonders gut für Sprachen veranlagt, während ihm die Mathematik und Physik, die mich besonders interessierten und mir sehr leicht wurden, Schwierigkeiten machten. Als er von der mündlichen Schlußprüfung des Abiturientenexamens mit der Zensur „bestanden“ zurückkehrte, sagte er zu mir, der ich ihn vor dem Gymnasium erwartet hatte, auf dem Heimwege zu unserer Wohnung: „Jetzt ist mir, als wäre ein eiserner Reifen, der mir um den Kopf gelegt war, gesprungen und alle die Sinus und Cosinus samt Tangenten und Cotangenten wären mir aus dem Kopfe geflogen, wo sie mich so lange gedrückt haben!“ In den Ferien pflegte ich gewöhnlich zu Pferd oder zu Fuß mich nach Beverungen zum Besuch meines Freundes zu begeben und er kam dann zum Gegenbesuche nach Abbenburg. Rochell studierte Theologie und ist vor einigen Jahren als Stadtpfarrer und Dechant in der Kreisstadt Höxter gestorben. Wir bewahrten einander treue Freundschaft, obwohl er über den Freidenker, zu dem sein Freund geworden war, öfters den Kopf schüttelte.

Andere mir liebe Schulgenossen übergehend, gedenke ich noch meines Freundes Julius Berendes aus Paderborn, der den Apothekerberuf erwählte, sich aber als Herausgeber verschiedener älterer einschlägiger Schriftsteller, wie des Dioskorides, einen geachteten Namen erwarb — schon auf dem Gymnasium war er in den alten Sprachen stets einer der Besten gewesen. Er erhielt den philosophischen Doktor- und Professortitel; in Goslar ist er vor wenigen Jahren gestorben. Ich habe ihn dort noch kurz vor seinem Tode besucht. An Berendes knüpfen sich für mich die angenehmsten Erinnerungen

aus dem Gebiete derjenigen Kunst, welche mir von allen die liebste geworden ist und mir stets die höchsten Genüsse verschafft, der Musik. Ich erwähnte bereits, daß mir mein Elementarlehrer Rohrbach darin den ersten Unterricht gab; er lehrte mich die Noten kennen und den Fingersatz und erlaubte mir, auf seinem Klavier zu üben. Sonntags in der Kirche beim Orgelspiel sah ich meinem Lehrer zu, lernte die Orgelregister kennen und habe ihn später als älterer Elementarschüler und als Gymnasiast während der Ferien öfter als Organist vertreten. Noch heute ist mir die Orgel das mich am meisten musikalisch entzückende und ergreifende Instrument. Aber es muß ein gutes Werk sein und muß von Jemandem gespielt werden, der es zu meistern versteht; beides findet sich nicht häufig. Im Dom zu Ulm habe ich einst von einem Orgelspiel den höchsten Genuß gehabt; ich komme darauf zurück.

Unter den zahlreichen Schülern des Paderborner Gymnasiums, es waren damals über 500, gab es nun genug, die, mit guten Stimmmitteln und Lust am Gesange begabt, sich zur Bildung eines Gesangchors eigneten und ein solcher war auch auf besonderes Betreiben des Direktors Ahlemeyer geschaffen worden. In den unteren Klassen bis Obertertia einschließlich hatten wir obligatorischen Gesangsunterricht und bei diesem wählte dann der Gesanglehrer seine Leute für den Chor, der aus etwa 30 Schülern bestand, aus. Wir sangen vierstimmig mit zwei Knabenstimmen, die den Sopran und Alt, und zwei Männerstimmen, die den Tenor und Baß vertraten. Der Chor leistete Vorzügliches. Er sang jeden Morgen zur Messe und bei den Schulfesten. Ferner zu einer Prozession, die an einem besonderen Feiertage rings um die Stadt auf dem Wallgange einherzog und an der die katholischen Schüler teilnahmen. Bei jedem der zu passierenden Stadttore waren mit Blumen geschmückte Altäre errichtet, bei denen die Priester Gebete sprachen und, die Monstranz erhebend, die Feldfluren, auf die man weit hinausschaute, segneten, den Segen des Himmels für die Ernte erfliegend. Diese Prozession, an der sich die ganze Stadt beteiligte, hatte etwas ungemein Feierliches, Schönes und Erhebendes. Ich habe ihr stets mit wahrer Andacht beigewohnt.

Ich war noch nicht lange in der Obertertia, als der Gesanglehrer fand, daß meine Stimme zum Tenor des Gesangchores taugte und ich kam hinein. Mein Freund Berendes, der besonders musikalisch be-

gab war, leitete gewöhnlich den Chorgesang. Der Gesanglehrer trat nur bei besonderen festlichen Gelegenheiten ein. Dies genügte aber Berendes nicht. Er wollte noch Vollkommeneres und brachte aus besonders dafür veranlagten Schülern ein Quartett zustande, I. und II. Tenor, I. und II. Baß, das er dirigierte. Ich wurde darin zum II. Tenor bestimmt. Wir kamen Sonntags am Nachmittag regelmäßig auf meinem Zimmer — ich hatte mir inzwischen ein Klavier gemietet, Berendes brachte eine Geige mit — zusammen und dann ging's munter darauf los. Da wir alle Lust und Liebe zur Sache hatten und Berendes unermüdlich übte und besserte, so brachten wir es so weit, daß wir selbst schwierige Sachen leidlich gut vom Blatt weg singen konnten, und, wenn etwas einige Male geübt war, dann konnten wir uns hören lassen. Aber wir blieben für uns; hatten wir doch selbst hohe Freude daran, die schönen Lieder, an denen Deutschland so reich ist, uns zu Gehör bringen zu können und dabei ihre Schönheiten genau kennen zu lernen. Die edle Frau Musica hat mir auch später noch viel Gutes gebracht, von dem ich noch zu berichten haben werde und sie ist mir darin bis auf den Tag, an dem ich diese Zeilen niederschreibe, getreu geblieben. Dankbar habe ich mich ihr dadurch zu erweisen gesucht, daß ich als Anatom das Organ, durch dessen Vermittelung wir die Töne und deren Harmonie empfinden, in den Bereich meiner besonderen Studien gezogen und einen meiner späteren Schüler, Professor Dr. Gottstein in Breslau, veranlaßt habe, das Cortische Organ zum Gegenstande seiner Habilitationsschrift zu machen. Ein wenig zur besseren Kenntnis dieses wunderbaren Organs glauben wir beigetragen zu haben.

Außer diesem Quartettverein bestand bei den Primanern noch ein Verein für wissenschaftliche Unterhaltung, der von mir ins Leben gerufen war. Wir kamen etwa alle 14 Tage zusammen. Jeder war verpflichtet, wenn die Reihe an ihn kam, einen Vortrag über ein selbstgewähltes Thema zu halten. Ich entsinne mich, daß mein erster Vortrag dem Hildesheimer Dome galt, dessen Geschichte und Bauart ich, so gut ich es damals vermochte, darlegte. Ich hatte einige Zeit vorher Gelegenheit gehabt, den Dom zu sehen und sprach also z. T. aus eigener Anschauung.

Eine angenehme Erinnerung aus dieser Zeit bleiben für mich die öfteren Besuche, die ich bei meinen Verwandten väterlicherseits in

dem Städtchen Lichtenau, 1 Meile von Paderborn gelegen, in der Sommerzeit abzustatten pflegte. Es waren drei Brüder Flörcken, Gutsbesitzer dort und Verwalter der Posthalterei. Einer der drei war verheiratet, die beiden anderen, deren jeder einen besonderen Beruf hatte, wohnten mit ihm zusammen. Es war eine Freude zu sehen, wie diese drei Brüder, alle drei liebe und prächtige Menschen, einträchtig zusammenhielten. Sie waren Vettern meines Vaters; meine Großmutter väterlicherseits stammte aus diesem Hause. Diesen Verwandten väterlicherseits bewahre ich dieselbe liebe Erinnerung wie denjenigen mütterlicherseits, von denen vorhin die Rede war.

Zu den Ferien ging's nach Hause. Wir Schüler aus dem Kreise Höxter mieteten uns gewöhnlich einen großen Leiterwagen; darauf wurden ein Paar Bunde Stroh gelegt und dann vorwärts. In jedem Dorfe, welches wir durchfuhren, wurde Gesang angestimmt und bald dieser, bald jener harmlose Ulk getrieben. Man freute sich über das muntere junge Volk. Ein Hauptlied war das von der Kuh des Pastors in Buke, einem auf der Strecke gelegenen Dorfe; der erste Vers lautete:

Kenn Ji woll dat nigge Leid, nigge Leid,
 Wat tau Buke iss passeirt, iss passeirt,
 Van Pastaur sine Kau?
 Triala, Triala, 't'iss jo van Pastaur sine Kau,
 Van Pastaur sine Kau¹.

Die folgenden Verse besagen nun, daß die gemästete Kuh geschlachtet war und verteilt wurde, an den Pastor selbst, an den Lehrer, den Küster usw. Jede Verteilung wurde durch einen zum Teil recht drolligen Vers zur Kenntnis gebracht. Solcher Verse gab es eine ganze Menge, und wer Anlage zur Poetasterei hatte, gab einen oder den anderen neuen zum Besten. Einer, ein etwas derber, sei hier zum Scherz noch mitgeteilt:

¹ Kennt Ihr wohl das neue Lied, neue Lied,
 Was zu Buke ist passiert, ist passiert,
 Vom Pastor seiner Kuh?
 usw.

Dat Kinneken makte kékkörékékétt, kékkörékékétt,
 Dat kamm van't schöne Nierenfett, Nierenfett
 Van Pastaur sine Kau!
 Triala usw.¹

Den habe ich aber nicht verfaßt, er ist fast prähistorisch. —

Eine dieser Fahrten, bei der ich beinahe das „Gruseln“ gelernt hätte, steht mir noch lebhaft vor Augen. Es war am 24. Dezember, am Tage vor Weihnachten. Wir konnten erst an diesem Tage von Paderborn abreisen. In der Nähe der Stadt Brakel trennte ich mich von meinen Gefährten, um in der Richtung des großen v. Assenburgschen Gutes Schäferhof über Bellersen nach Abbenburg zu gelangen. Es war ein kalter Wintertag und eine tiefe Schneedecke breitete sich über den Boden aus. Mir war die Gegend bekannt und ich verließ bald, im Vertrauen auf meine Ortskenntnis, die Landstraße, um querfeldein, des tiefen Schnees nicht achtend, auf einem näheren Wege nach Abbenburg zu gelangen. Der Weihnachtsbescherung ging ich an dem Abende nicht aus dem Wege, denn es war bei uns Sitte, diese erst am ersten Weihnachtstage vorzunehmen. Ich ging, wie ich meinte meiner Richtung sicher, auf den Weg wenig achtend, munter fürbaß. Ehe ich es merkte, war die Nacht hereingekommen, freilich mit klarem Mondlicht. Als der Mond hervorgekommen war und die Gegend beleuchtete, blieb ich einen Augenblick stehen, um Umschau zu halten, wo ich wäre und wie ich weiter wandern müsse. Siehe da, ich stand mitten in einer im Mondlicht glänzenden Schneefläche, die sich nach drei Seiten dem Auge unbegrenzt ausdehnte und kein Wegemerkmale darbot; nirgends eine Spur, daß etwa dort Jemand gegangen sei. Die einzige Spur war die meinige. Nach der vierten Seite sah man einen dunklen Streifen, augenscheinlich einen Wald. Man hörte auch von da die Fuchsbellen und ab und zu einen Eulenschrei. Zum Walde hatte ich mich nicht zu wenden, das war mir klar; aber nach welcher der drei anderen Richtungen mußte ich meinen Weg nehmen? Ohne die alles verhüllende, wie in eine Unendlichkeit auslaufende gleichmäßige Schneedecke hätte ich mich wohl, auch bei Mondenschein und selbst bei

¹ Das Kindchen machte kekkerekekett, kekkerekekett,
 Das kam vom schönen Nierenfett,
 Vom Pastor seiner Kuh!

Sternenlicht, zurechtgefunden; aber es ist eigentümlich, wie sehr eine solche Eintönigkeit das Zurechtfinden erschwert. Da stand ich nun in der kalten Winternacht, wie man sagt, mutterseelenallein; es war mir doch ein wenig bang zu Mute. Endlich, nach längerem Überlegen und Umherschauen, wobei mich der Wald leitete, glaubte ich der Richtung sicher zu sein und schritt nun vorsichtig weiter, immer zurückschauend, ob meine Fußspur auch bei der Richtung blieb und nicht etwa zu einer Kreislinie wurde. Ich hatte mich nicht getäuscht; nach einer guten Viertelstunde tauchten vor mir die dunklen Gebäude des Schäferhofes auf und ich sah auch noch einzelne Lichter. Als ich den Hof erreicht hatte, es mochte 9 Uhr abends sein, ging ich auf eines der Lichter zu; es führte in den Rinderstall, wo der Hirt noch wach war; sonst war es still auf dem Hofe. Man geht, namentlich im Winter, auf dem Lande früh zu Bett. Da ich noch einen Weg vor mir hatte, der durch ein Gehölz an einem Bache entlang führte, wo man, ungeachtet des Mondlichts, nicht so gut sah, so bat ich den Hirten nachzufragen, ob nicht Jemand von den Hofleuten mich gegen eine Belohnung diese Wegstrecke geleiten wolle. „Jo,“ sagte er, „da iss de olle Heinrich, dei schlöppet doch nich, dei sall dat woll geren daun“¹. Der Genannte lag auf seinem Strohlager in dem Stalle, schlief aber in der Tat noch nicht und war bereit, mit mir zu gehen. Kaum waren wir aber einige Schritte unter den Bäumen am Bache vorsichtig entlang gegangen, da stieß der alte Mann recht kräftig mit dem Kopfe gegen einen Baumstamm, so daß es mir leid tat, ihn verlanlaßt zu haben mitzugehen. Ich nahm mir vor, ihn bald zu entlassen, damit er nicht noch zu Schaden komme. Wir kamen auch gut durch die dunkle Strecke, und nachdem ich meinen Begleiter durch ein gutes Trinkgeld erfreut hatte, ging ich allein weiter. Hundegebell belehrte mich bald, daß unser Kirchdorf Bellersen in der Nähe sei. Man hört dieses Gebell, ebenso wie einen Hahnenschrei, in stillen Nächten auf dem Lande schon aus weiter Ferne; es war mir ein angenehmer Laut. Der Weg wurde wieder heller und gegen 11 Uhr in der Nacht war ich, zwar durch die mehrstündige Wanderung im tiefen Schnee etwas ermüdet, aber froh, daß alles gut abgelaufen war, daheim.

¹ Ja, da ist der alte Heinrich, der schläft doch nicht, der soll (wird) das wohl gern tun.

Als ich 1851 ins Gymnasium eintrat, brachte mich mein Vater dorthin. Ich wohnte bei einem Kaufmann Buse und hatte für ein gutes Zimmer bei vortrefflicher voller Beköstigung am Familientische jährlich 90 Thaler = 270 Mark zu zahlen. Dies war genau der Betrag, den ich aus dem Familienstipendium erhielt. Es mag diese Mitteilung als Wertmesser des Geldes damals gegen die Zeit unmittelbar vor dem Kriege dienen. Die enormen Preise, die jetzt am Ende der Kriegszeit zu zahlen sind, können als Wertmesser nicht herangezogen werden. Am Abend meiner Ankunft lud uns Herr Buse ein, den Bahnhof zu besuchen, der eben eröffnet worden war. Da weder mein Vater noch ich einen Eisenbahnzug gesehen hatten, so gingen wir mit Freuden darauf ein und erwarteten klopfenden Herzens den einfahrenden Zug, den wir aus der Ferne heranrollen hörten. Als die Lokomotive mit den blendenden Lichtern auf uns zufuhr, meinte ich nicht anders, als sie würde uns überfahren. Der Eindruck, namentlich in der dunklen Abendstunde, war ein überwältigender. Noch oft in meinem ersten Paderborner Jahre richtete ich mit mehreren Mitschülern, die auch zum ersten Male die Bekanntschaft eines Eisenbahnzuges gemacht hatten, unsere Nachmittags-spaziergänge so ein, daß wir gerade an einer Wegschränke standen, wenn der Nachmittagszug Berlin—Köln den Weg kreuzte. Wir stellten uns dann dicht an die Schranke und ließen staunend und bewundernd den mit Schnellzugsgeschwindigkeit fahrenden Zug an uns vorbeisausen. Unsere Jugend wird das kaum begreifen, daß man einen Bahnzug so anstaunen kann und wird sich darüber wundern, wenn sie vielleicht erfährt, daß ich es der Mühe für wert erachtet habe, in diesem Buche davon als von etwas Besonderem zu schreiben. Aber sie ist mit dem Fahren in den Eisenbahnen von ihrer ersten Lebenszeit an vertraut gewesen, hat die ersten Eindrücke davon schon in ihr noch unbewußtes Leben aufgenommen. Ganz etwas anderes ist es, wenn man derartige weltumwälzende Dinge zum ersten Male in reiferem Alter zu Gesicht bekommt. Noch einmal wurde mir, und zwar in höherem Alter, ein solcher Eindruck von der Bedeutung einer großartigen technischen Leistung, als ich in Berlin vor einigen Jahren zum ersten Male ein Zeppelin-Luftschiff hoch über der Stadt durch die Lüfte steuern sah. —

Die Gymnasialjahre gingen so im Gleichschritt vorüber. Nur

mit guten und angenehmen Erinnerungen kann ich an diese Zeit und an die alte Stadt Paderborn, in der ich fünf Jugendjahre verlebte, zurückdenken. Sechzig Jahre später kehrte ich noch einmal in die Gymnasialräume und in die Gymnasialkirche zurück, um der Feier des 300 jährigen Bestehens des Gymnasiums beizuwohnen und die Schule, der ich soviel verdankte, mit einer Ansprache zu begrüßen. Warmen Herzens sprach ich meine Worte. Mancher Feier der Art, die mich auch persönlich anging, habe ich beigewohnt — ich nenne nur die 200 jährige Stiftungsfeier der Preußischen Akademie der Wissenschaften, zu deren ständigen Sekretären ich damals, 1900, schon gehörte, seit 1884 ihr Mitglied, und das 100 jährige Jubiläum der Berliner Universität, 1910, an der ich seit 1883 als ordentlicher Professor tätig war — keiner jedoch mit so innerer Anteilnahme, wie der schlichten Gedenkfeier des Paderborner Gymnasiums. Es ist ein eigen Ding um die glücklichen Erinnerungen aus der Jugendzeit!

Ich besah mir damals alle die Räume des Gymnasiums, in denen ich als Schüler einst die Bänke gedrückt hatte und ging nach dem Festgottesdienst in der Kirche auch zur Orgelbühne hinauf, auf der ich so manchen Tag im Gymnasialchore mitgesungen hatte. Da stand in der Ecke noch der alte zerschlissene Lederstuhl, auf dem der Direktor Ahlemeyer, der sich so sehr für unseren Chorgesang interessierte, jeden Tag zu sitzen pflegte, um seinem Sängerkhore zu lauschen. Man sah es ihm an, wie wohl ihm die frischen Jugendstimmen taten und leise bewegte sich oft seine Hand im Takt des Chorals. Lebhaft trat mir das Bild des feinen, von uns allen verehrten Mannes wieder vor die Augen. —

Als die Reifeprüfung nahte, mußten wir angeben, welchem Berufe wir uns zu widmen gedächten. Bei mir stand seit langem fest, daß ich ein Lehrfach wählen wollte, um später als Gymnasiallehrer zu wirken. Ich gab damals an, daß ich Mathematik und Naturwissenschaften zu studieren beabsichtige. Es sollte anders kommen. Davon später. Die mündliche Prüfung wurde mir in allen Fächer erlassen. Meine Mutter wohnte dem feierlichen Akte der Abiturienten-Entlassung bei; über 50 Schülern der Oberprima konnte das Reifezeugnis erteilt werden. Stolz, mit dem Gefühle, nun ein frei über sich verfügender Mensch zu sein, verließ ich die alte Paderstadt.

Die Ferien zwischen Gymnasium und Universität verbrachte ich damit, zu botanisieren und die Antigone des Sophokles, von der wir auf der Schule nur etwa den vierten Teil durchgenommen hatten, bis zu Ende zu lesen. Die Chorgesänge lernte ich auswendig und freute mich daran, sie zu rezitieren. Als Universität wählte ich Göttingen, weil es meiner Heimat am nächsten lag und mir auch von einem Göttinger Studiosus juris, den ich in Paderborn kennen gelernt hatte, empfohlen war. Er hatte mir einen guten Rat gegeben.

IV. Kapitel.

Universitäts-Studienjahre.

1. Göttingen.

Fahrt nach Göttingen. — Mathematische Studien. — Übergang zur Medizin. — Studentenleben. — Vorlesungen bei Stern, bei Wöhler, bei Wilhelm Weber, bei Henle. — Erlebnisse bei Rudolf Wagner und bei Baum. — Bauchrednerei. — Zwei Hinrichtungen; Bemerkungen zur Todesstrafe.

Ende Oktober des Jahres 1856 zog ich als junger Musensohn, 20 Jahre alt, zur Leinestadt. Zunächst war ich in Beverungen an der Weser eingekehrt, um mit meinem Freunde Rochell noch einige Tage zusammen zu sein. Mit der Post fuhr ich an einem schönen Herbstmorgen nach der nächsten Bahnstation. Die Straße berührt das große Waldgebiet des Sollings. Ich war der einzige Reisende. Als wir in den prächtigen Laubwald mit seiner schönen Herbstfärbung einlenkten und ich von der Höhe, die wir langsam hinanfuhr, den Blick rückwärts in das heimische Wesertal wendete, ging mir das Herz auf. Ich bat den Postillon, uns ein lustiges Lied zu blasen. Gern ging er darauf ein und es blieb nicht bei dem einen. Ich machte zwar damit gleich einen unvorhergesehenen Eingriff in meinen bescheidenen Wechsel, dem selbst die kleine Gabe an den Postillon fühlbar war; aber ich freue mich noch heute darüber, daß ich es getan habe. Niemand, der es nicht selbst erlebt hat, weiß, wie einem jungen Mulus bei der Eigenart des deutschen Studentenlebens, die ihm ja doch schon mehr oder minder bekannt ist und die ihm sicherlich noch viel schöner vorschwebt als sie wirklich ist, zumute ist, wenn er sich zum ersten Male auf dem Wege zur erwählten Musenstadt befindet. Und